

In dieser von Gott geliebten Welt¹ Ökumenische Grundlagen einer zukunftsfähigen religiösen Identität

Vier Punkte, die mir für die Zukunft der Kirche in Europa wichtig erscheinen, möchte ich nennen. Doch ich richte mich damit nicht an „die Kirche“, sondern an Sie persönlich.

In dieser von Gott geliebten Welt, in der so viel Ungerechtigkeit herrscht, sind Christinnen und Christen aufgerufen, solidarisch zu sein mit den Schwachen.

Ich erinnere an das 25. Kapitel des Matthäusevangeliums (V. 31–46): Nicht nach unserer „religiösen Praxis“ werden wir dort gefragt, sondern wie wir uns unseren Schwestern und Brüdern gegenüber verhalten. Nicht, ob wir „praktizierende Katholikinnen und Katholiken“ sind, werden wir gefragt, sondern wie wir zu jenen stehen, die von der Gesellschaft ausgegrenzt werden. Von der Liebe zu den Schwestern und Brüdern ist niemand befreit.

Und werden wir nicht überrascht von der Tiefe der Geste, die uns im Matthäusevangelium vorgeschlagen wird? – Eine Zuwendung, die nicht geschieht, um Gott zu gefallen, eine Zuwendung, die die Armen nicht instrumentalisiert. Denn die Zuwendung zu ihnen hat ihren Grund nicht darin, dass sie Arme, sondern dass sie Menschen sind. Gott und die Menschheit gehören zusammen. Unsere Treue zu Gott darf nie zum Vorwand werden, als ob wir damit der Treue zu den Menschen enthoben wären. Christinnen und Christen sind aufgerufen, den Armen und dem Leben gegenüber gehorsam zu sein.

Und ist diese Geste, die uns im Matthäusevangelium vorgeschlagen wird, nicht auch die wahre Sprache von Pfingsten? – Denn die Sprache unseres Lebens und Verhaltens ist doch eine Sprache, die alle verstehen können.

In Paris leben viele „sans-papiers“ (Menschen ohne Dokumente), Ausländer ohne gültige Ausweispapiere und Aufenthaltsgenehmigungen. Diese Menschen sind ein Test für die Kirche.

Sie klopfen an die Türen unserer Kirchen. Sie besetzen sie, sie suchen dort einen Schutzraum. Sie ahnen, dass die Kirche eine wichtige Bot-

¹ Bei dem hier dokumentierten Text handelt es sich um eine Zusammenfassung der frei vorgetragenen Ausführungen durch Dagmar Stoltmann und Reinhard Feiter.

schaft hat. Sie tun uns die Ehre an, zu unseren Kirchen zu kommen, und erinnern uns damit auch neu an die Botschaft des Evangeliums.

Die Bischöfe von Paris haben sich an diese Menschen gewandt und ihnen gesagt: „Wir haben euch wirklich gern, aber wir bitten euch, die Kirchen nicht mehr zu besetzen.“ So kam es vor dem letzten Weihnachtsfest in Paris zu einer Demonstration von Menschen ohne Papiere. Sie fand in der Nähe der Galerie Lafayette, einem bekannten Kaufhaus, statt. Die sans-papiers kamen mit Spruchbändern. Auf einem stand: „Jesus empfängt die Fremden, er heißt die Ausländer willkommen, die Kirche aber verschließt die Türen.“ Ein starkes Wort, aber ein wahres!

Nochmals: Diese Menschen, die aus der Fremde zu uns kommen, sind ein Test für die Kirche.

Zwar werden die Einwanderungsgesetze immer repressiver, dennoch werden diese Menschen weiterhin zu uns kommen. So lange Menschen im Elend leben, werden sie dorthin zu gelangen suchen, wo Reichtum ist. Kein Gesetz, keine Polizei wird sie daran hindern. Sie werden kommen wie die Menschen, die bei Gibraltar des Nachts das Meer überqueren.

Wer aber nicht aufnahmebereit ist, kann sich nicht auf das Evangelium berufen. Es ist schwer, diese Leute aufzunehmen. Es geht nicht ohne Leidenschaft für die Gerechtigkeit.

In dieser von Gott geliebten Welt, in der so viel Gewalt herrscht, sind Christinnen und Christen aufgerufen, auf die Gewalt zu verzichten.

Befragt in einer europäischen Umfrage, beantworteten viele Menschen die Frage, ob die Kirche einen Beitrag zur Gewalt leiste, mit Ja! Zu den Faktoren, die in unserer Welt zur Gewalt beitragen, wird nicht nur die Religion, sondern auch die Kirche gezählt.

Dabei ist ihr eine so starke Botschaft anvertraut wie das 5. Kapitel des Matthäusevangeliums mit den Seligpreisungen (V. 5–12) und Jesu Aufruf zur Gewaltlosigkeit und zur Feindesliebe (V. 38–48); darin werden wir doch gerade aufgerufen, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, sondern im Gegenteil den Kreislauf der Gewalt zu durchbrechen.

Ich denke, wir müssen uns dessen bewusst sein, dass und wie sehr wir selber Gewaltbereitschaft in uns tragen. Denn nur ein entwaffnetes Gesicht kann einem anderen Gesicht wirklich begegnen. Jesus fordert uns auf, dem, der uns auf die rechte Wange schlägt, auch noch die andere hinzuhalten. Müssen wir uns also nicht zuerst von der inneren Angst vor dem Anderen und seiner Gewaltbereitschaft befreien?

Ich möchte Ihnen eine Begebenheit erzählen, die sich an der Peripherie von Paris in einer ziemlich unsicheren Gegend abgespielt hat:

In der Metro wird eine junge Frau von einem jüngeren Mann mit einem Messer bedroht. Er verlangt ihr Geld und ihr Handy. Sie sieht ihn an und sagt: „Geld bekommst du von mir nicht, denn ich habe keins. Und das Handy gebe ich dir nicht, weil ich es noch brauche.“ Warum, wozu sie

das Handy noch brauche, will der Angreifer wissen. „Um eine Freundin anzurufen“, sagt sie, „um gemeinsam mit ihr einen Abend für den Frieden vorzubereiten!“ Da steckt der Mann das Messer weg und geht. Er geht, macht dann jedoch nochmals kehrt und gibt ihr einen Kuss auf die Wangen.

Gewiss passiert solches nicht jeden Tag. Nicht immer geht es so aus. Aber das Entscheidende war wohl: Die junge Frau hatte keine Angst vor dem Mann.

Meine Erfahrung ist, dass Frieden möglich ist, dass es möglich ist, Frieden zu wirken. Frieden ist teilbar wie Brot. Denn der Friede geht aus von Menschen, die selbst vom Frieden bewohnt sind.

Es gibt nicht viele solcher Menschen, aber es gibt sie. Weil sie mit sich selber im Frieden sind, fühlt man sich wohl bei ihnen, und weil sie ohne Angst sind vor der Gewaltbereitschaft anderer, gelingt es ihnen auch, Misstrauen abzubauen.

In unseren Gesellschaften zerreißt gegenwärtig das soziale Geflecht. Während der großen Hitzewelle im vergangenen Sommer starben tausende Menschen in Frankreich, besonders in den großen Städten völlig allein; und als man wegen der Beerdigung nach Angehörigen fahndete, blieb bei vielen die Suche erfolglos. Menschen leben und sterben allein. Frieden heißt: Miteinander leben, in Beziehung leben.

In dieser von Gott geliebten Welt, in der ein tief greifender Verlust an Sinn grassiert, sind Christinnen und Christen aufgerufen, Trägerinnen und Träger der Hoffnung zu sein.

Wir durchleben gegenwärtig einen tief greifenden Verlust an Sinn, an Bezugspunkten. Es ist, wie wenn der Grund von allem wegrutscht. Veränderung, die sich immer mehr beschleunigt, Entzauberung, die nichts unbehelligt lässt, Fortschritt, der kein Glück bringt: das sind die Signaturen der Gegenwart. Angesichts dessen sind Christinnen und Christen aufgerufen, eine Hoffnung zu bezeugen.

Jesus sagt: „In der Welt seid ihr in Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt.“ (Joh 16,33) Wir glauben, dass es eine neue Erde und einen neuen Himmel, dass es Zukunft geben wird; und so dürfen wir getrost sein, dass unser Einsatz nicht umsonst ist.

Christinnen und Christen lehnen jeglichen Fatalismus ab, Resignation ist nicht ihr Fall ihre Sache.

Ein Rechtsanwalt und Schriftsteller, engagiert in der Gewaltlosenbewegung, der von sich sagt, er sei Atheist, meinte mir gegenüber einmal: „Du hast Glück, du kennst einen Sinn!“ Ich erwiderte überrascht: „Aber du kämpfst doch für den Frieden!“ Er wisse das alles nicht mehr so recht, war seine resignierte Antwort. Ja, er habe sich schon als Student sehr engagiert, damals gegen den Vietnamkrieg. Aber habe das denn viel genutzt? Was sei nach dem Ende dieses Krieges anders geworden!

Vielen Aktivisten, vielen Linken ergeht es gegenwärtig ähnlich. Sie sind enttäuscht und resigniert. Sie fragen sich, ob nicht aller Einsatz und Kampf letztlich umsonst ist.

Die Bedeutung der Frage nach der Zukunft, nach anderen Möglichkeiten nimmt immer mehr zu. Wo sind Träger der Hoffnung? Wo sind Träger der Hoffnung der Armen? Wo brennt noch die „Leidenschaft des Möglichen“ (Jürgen Moltmann)?

Allerdings ist die Hoffnung immer mit Prüfung verbunden. Die Hoffnung durchquert die Trümmer und die Niedergeschlagenheit. Doch am tiefsten Punkt kann sich alles wieder öffnen.

Die Hoffnung wird in der Nacht, in der Not geboren. Zeugen der Hoffnung sind jene, die Verletzungen tragen, es sind jene, die – wie es in der Offenbarung heißt – aus der großen Bedrängnis kommen (7,14). Wie jene tunesischen politischen Aktivisten, die zehn, fünfzehn Jahre im Gefängnis waren und sagen: „Wir haben keine Angst mehr vor dem Gefängnis, vor den Folterern und Henkern. Wir wissen, dass sie uns unsere Würde nicht nehmen können.“

Wie Christus Träger der Hoffnung ist, so sind Christinnen und Christen aufgerufen, Zeuginnen und Zeugen der Hoffnung zu sein, auch wenn die Mächtigen sich nicht um unsere Proteste scheren. So habe ich zusammen mit Théodore Monod, dem bekannten französischen Saharaforscher, im Gedenken an den Atombombenabwurf auf Hiroshima vor der nuklearen Kommandozelle in Taverny demonstriert. Théodore Monod hatte auf ein Plakat geschrieben: „Die Vorbereitung eines Verbrechens ist bereits ein Verbrechen.“ Monod sagte auch: „Das wenige, was man tun kann, muss man tun.“

In dieser von Gott geliebten Welt, in der es so viel Aggression gegenüber der Natur gibt, sind Christinnen und Christen aufgerufen zu einer Geschwisterlichkeit unter den Menschen, die kosmische Geschwisterlichkeit einschließt.

Des Menschen Stellung ist nicht außerhalb oder oberhalb, sondern an der Seite der Schöpfung. Uns ist aufgetragen, das Band wieder zu finden, das uns mit der Natur verbindet.

Wir sind Sternenstaub, Wesen des Kosmos, Töchter der Erde. Die Erde ist nicht Objekt, sie ist Subjekt. Daher nennen die Indianer sie Mutter, nennt Franziskus sie Schwester.

Ich erlebe immer wieder das Erstaunen der Atomkraftgegner, wenn sie mich in ihren Demonstrationen finden. „Das ist nicht Ihr Ort“, sagen sie, „Sie sind doch für die Seelen da, die Menschen. Kümmern Sie sich um die. Da haben Sie genug zu tun.“

Doch die Verantwortung ist unteilbar. Franziskus hat es immer wieder betont: Wir sind nicht Schwestern und Brüder, wenn wir es nicht allen Geschöpfen sind.

Die Verantwortung für die Seelen der Menschen ist nicht zu trennen von der Sorge um die Zukunft und die kommenden Generationen, wenn für Tausende von Jahren Atommüll eingelagert wird und wenn die lukrativen Geschäfte ebenso wie die Arbeitsplätze, die damit heute entstehen, den Blick auf die Zukunft versperrt.

Christinnen und Christen haben hier sogar in besonderer Weise ihren Ort. Schließlich ist ihnen aufgetragen, das Evangelium „allen Geschöpfen“ (Mk 16,15) zu verkünden. Die Auferstehung betrifft die ganze Schöpfung, und die Kirche ist dazu da, Ferment für die ganze Schöpfung zu sein.

Das Evangelium schließt uns nicht ein, sondern sendet uns in diese Welt – in dem Bewusstsein, dass es eine Zukunft gibt und dass Christus mit dem Werden dieser Zukunft verbunden ist.

Danken wir dem Herrn für die Verantwortung, die er uns anvertraut hat.